

(Nachdruck verboten.)

11]

Schwärmer.

Roman von Knut Hamsun.

Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.

Nolandsen hatte nach wie vor nicht genug Schamgefühl, um dieser Volksbelustigung fern zu bleiben; er saß auf einem hohen Berge und schlug seine Gitarre und sang, daß es im Tale widerhallte. Als er zum Scheiterhaufen hinunterstieg, stellte es sich heraus, daß er betrunken war wie eine Strandkanone und sich mit effektvollen Phrasen aufspielte. Er war und blieb der Alte.

Aber unten kam des Küsters Olga den Weg entlang. Es war nicht im geringsten ihre Absicht, hier stehen zu bleiben, sie kam nur den Weg entlang und wollte vorbei. Ach, sie hätte leicht einen anderen Weg einschlagen können, aber Olga war so jung, die Weisen der Ziehharmonika zogen sie an; ihre Nasenflügel waren in Bewegung, ein Strom von Glück durchbrauste sie, sie war verliebt. Früher am Tage war sie im Kramladen gewesen, und Friedrich Mac hatte ihr sobiel gesagt, daß sie ihn verstehen mußte, so vorsichtig er auch gesprochen hatte. Könnte es nicht vielleicht sein, daß er wie sie einen Gang unternähme um diese Abendzeit!

Sie traf die Pfarrersfrau. Die beiden schlossen sich einander an, und sie sprachen von keinem Geringeren als von Friedrich Mac. Er war der Herr im Kirchspiel, sogar das Herz der Frau Pfarrer hatte sich ihm in der Stille zugeneigt, er war ein so netter, vorsichtiger Mensch und blieb auf der Erde mit jedem Schritt. Die Frau Pfarrer bemerkte zuletzt, daß Jung-Olga in der größten Verächtlichkeit einherging, und fragte: „Aber Kind, Du bist so still, Du bist doch nicht am Ende in den jungen Mac verliebt?“

„Doch,“ flüsterte Olga und brach in Tränen aus.

Die Frau blieb stehen. „Olga, Olga! und macht er sich auch was aus Dir?“

„Ich glaube.“

Da wurden die Augen der Frau wieder still und dumm und sahen leer in die Luft. „Ja ja,“ sagte sie lächelnd, „Gott segne Dich. Du wirst sehen, es geht gut!“ Und sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen Olga.

Als die Damen zum Pfarrhofe kamen, stürmte der Pfarrer aufgeregt hin und her. „Drüben der Wald brennt,“ rief er; „ich habe es von meinem Fenster gesehen!“ Und er sammelte Aerte und Hacken und Leute und bemannte sein Boot unten bei den Schuppen. Es brannte in Enochs Wald.

Aber dem Pfarrer und seinen Leuten zuvor kam der abgesehkte Gehilfe Levion. Levion kam vom Angelfang gerubert, wie gewöhnlich hatte er vor Enochs Wald gelegen und ein wenig gekocht. Auf dem Heimweg hat er dann gesehen, wie eine kleine helle Lohe im Walde emporstieg und immer größer wurde. Er nickt ein flüchtiges Nicken mit dem Kopf und scheint zu wissen, was solch eine Lohe zu bedeuten hat. Und als er unten bei dem Pfarrhofschuppen sich emsig kummelnde Menschen sieht, versteht er, daß Hilfe unterwegs ist; er wendet das Boot mit einemmal und rudert zurück, um als Erster auf dem Plage zu sein. Es war ein recht schöner Zug an Levion, daß er allen Groll vergessen wollte und seinem Feind zu Hilfe eilte.

Er landet und begibt sich in den Wald hinauf, er hört das Feuer prasseln. Levion läßt sich Zeit und sieht sich bei jedem Schritt genau um; kurz darauf sieht er Enoch in großer Eile herbeikommen. Eine ungeheure Spannung packt Levion, er versteckt sich hinter einem Felsen und hält Ausschau. Enoch kommt näher, zäh folgt er einem Ziele, sieht nicht rechts noch links, kommt nur, kommt. Hatte er seinen Gegner entdeckt, und wollte er ihn jetzt auffuchen? Als er ganz nahe war, rief Levion ihn an. Enoch wich aus und blieb stehen. Und in seiner Betroffenheit lächelte er und sagte:

„Hier brennt es leider. Das Unglück ist da.“

Der andere bekam Mut und gab zur Antwort: „Es ist wohl Gottes Finger.“

Enoch runzelte die Stirn. „Was steht hier?“ fragte er.

Levions ganzer Haß flammt auf, und er sagt: „Oho, hier wird's warm jetzt mit der Ohrenbinde.“

„Mach, daß Du fortkommst,“ sagte Enoch. „Du bist wohl der Brandstifter.“

Aber Levion war blind und taub. Enoch schien gerade zu dem Punkt an dem Felsen vordringen zu wollen, wo Levion stand.

„Güte Du Dich!“ schrie Levion. „Ich hab Dir einmal ein Ohr abgedreht, ich werde Dir auch das andere nehmen.“ „Fort abgibt Du Dich scheren,“ antwortete Enoch und drang auf ihn ein.

Levion laute und laute vor Wut. Er rief laut: „Denkst Du an den Tag auf dem Fjord? Du lagst und zogst an meinen Schnüren. Da hab ich Dir ein Ohr abgedreht.“

Es kam an den Tag, warum Enoch immer eine Ohrenbinde trug, er hatte nur ein Ohr. Die beiden Nachbarn hatten sich in den Klauen gehabt und hatten beide Grund genug, von der Sache zu schweigen.

„Du bist so gut wie ein Mörder,“ sagte Enoch.

Man hörte das Boot des Pfarrers schäumend herauffahren, hörte von der anderen Seite den brausenden Brand, der näher und näher kam. Enoch wand sich und wollte Levion fort haben, er zog das Schnitzmesser, er besaß ja dieses prächtige Messer zum Schneiden.

Levion ließ die Augen rollen und schrie: „Wenn Du es wagst, mir das Messer zu zeigen, so sind hier Leute im Fahrwasser. Da kommen sie.“

Enoch steckte das Messer wieder ein. „Was hast Du gerade da zu stehen? Geh fort!“ sagte er.

„Und was hast Du gerade hier zu suchen?“

„Es schert Dich nichts. Ich hab zu tun an der Stelle, ich habe da etwas versteckt. Und jetzt kommt das Feuer.“

Aber Levion wollte aus Trotz nicht weichen, nicht einen Zoll. Jetzt kam der Pfarrer und hörte wohl den Zant vom Lande her; aber was kümmerte sich Levion denn noch um den Pfarrer!

Das Boot legte an, alle Mann stürmten mit Aerten und Hacken herauf, der Pfarrer grüßte im Fluge und sagte ein paar Worte: „Diese Johannisfeuer sind eine verderbliche Sitte, Enoch; die Funken fliegen nach allen Richtungen. Wo sollen wir anfangen.“

Enoch war kopflos; der Pfarrer faßte ihn und zog ihn fort, so daß er nicht fortfahren konnte, mit Levion zu hadern.

„Von wo kommt der Wind?“ fragte der Pfarrer. „Komm und zeig uns, wo wir den Graben aufwerfen müssen.“

Aber Enoch stand wie auf Nadeln, er mußte Levion im Auge behalten und antwortete dem Pfarrer wie verwirrt.

„Daß Dich nicht so unterkriegen vom Unglück,“ sagte der Pfarrer wieder. „Ermanne Dich doch. Das Feuer muß gelöscht werden!“ Und er nahm Enoch unter den Arm.

Einige von den Leuten gingen dem Brande ein Stück entgegen und begannen von selbst mit dem Graben. Levion stand noch immer an demselben Fleck und schöpfte Atem; er trat mit dem Fuß gegen eine Steinfliese, die vor dem Felsen lag. Hier wird er schon nichts verborgen haben, das sind nichts als Lügen, dachte er und guckte hinunter. Und wie er nun auch ein wenig in etwas Erde herumtrat, die unter der Fliese gelegen hatte, kam ein Tuch zum Vorschein. Das Tuch gehörte Enoch, es war eine ehemalige Ohrenbinde, Levion nahm es auf, es war ein Paket. Er warf das Tuch ab, Geld war darin, viel Geld. Banknoten. Und zwischen den Banknoten lag ein großes, weißes Dokument.

Levion wird redlich neugierig, er überlegt: es ist gestohlenes Geld! Er wickelt das Papier auseinander und buchstabiert darin herum.

Da wird Enoch ihn gewahr und stößt einen heiseren Schrei aus; er zerrt sich vom Pfarrer los und eilt zurück zu Levion, das Messer in der Hand.

„Enoch! Enoch!“ schreit der Pfarrer und sucht ihn einzuholen.

„Hier ist der Dieb!“ ruft Levion ihnen entgegen.

Der Pfarrer überlegte: Enoch hat der Brand so mitgenommen, daß er außer sich ist. „Steck' das Messer ein!“ sagte er zu ihm.

Levion fuhr fort:

„Hier ist Maas' Einbrecher.“

„Was sagst Du?“ fragt der Pfarrer, ohne zu verstehen. Enoch springt hart auf seinen Gegner ein und will sich des Pakets bemächtigen.

„Ich werd' es an den Herrn Pfarrer abliefern!“ rief Levion. „Da soll der Herr Pfarrer sehen, zu was für 'ner Sorte sein Gehülfe angehört.“

Enoch sinkt an einen Baum hin. Er ist grau im Gesicht. Der Pfarrer wird nicht klug aus den Banknoten, dem Tuch und dem Dokument.

„Dort hab' ich es gefunden,“ sagte Levion und zitterte am ganzen Körper. „Er hatte es unter einer Steinfliese versteckt. Hier steht Maas' Name in dem Papier.“

Der Pfarrer las. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, er sah Enoch an und sagte: „Das ist die Lebensversicherungspolice, die Maas verloren hat, nicht wahr?“

„Da ist auch das Geld, das er verloren hat,“ sagte Levion.

Enoch nahm seine Kraft zusammen. „Dann hast Du es wohl dahin gelegt,“ sagte er.

Das Säusen des brennenden Waldes kam näher, es wurde heißer und heißer um sie her, aber die drei Männer standen still.

„Ich weiß nichts davon,“ sagte Enoch wieder. „Levion wird es dahin gelegt haben.“

Levion fragte: „Hier sind zweihundert Taler. Habe ich aber je zweihundert Taler besessen? Und gehört das Tuch nicht Dir? Hast Du es nicht um die Ohren gehabt?“

„Ja, hast Du das nicht?“ sagte auch der Pfarrer.

Enoch schwieg.

Der Pfarrer blätterte in dem Papiergeld. „Es sind keine zweihundert Taler,“ sagte er.

„Er hat schon was verbraucht,“ erwiderte Levion.

Aber Enoch stand da und atmete schwer, immer noch sagte er: „Ich weiß von nichts. Aber Du, Levion, kannst es Dir merken, daß ich Dir das nicht vergessen werde.“

Dem Pfarrer wirbelte es vor den Augen. War Enoch der Dieb, so hätte Telegraphist Rolandsen mit dem ermahnenden Brief, der er erhalten hatte, nur Komödie gespielt. Und warum hatte er das getan?

Die Hitze wurde zu groß, die drei Männer verzogen sich zum Meere hinunter, und das Feuer kam nach. Sie mußten das Boot besteigen, ja, sie mußten vom Lande abstoßen.

„Jedenfalls ist es Maas' Police,“ sagte der Pfarrer.

„Wir wollen die Sache anzeigen. Ruder nach Hause, Levion.“

Enoch war zu nichts zu gebrauchen, er saß nur und schaute verschlossen vor sich hin. „Ja, wir wollen es anzeigen,“ sagte er, „das ist auch meine Meinung.“

Bedrückt fragte der Pfarrer: „So?“ Und er schloß unwillkürlich die Augen vor Entsetzen über alle diese Gesichten.

Der gierige Enoch, er war zu einfüßig gewesen. Sorgfältig hatte er dieses Versicherungspapier versteckt, das er nicht verstand. Es trug viele Stempel und lautete auf eine hohe Summe, vielleicht könnte er nach einiger Zeit fortreisen und das Papier veräußern; um es fortzuwerfen, hätte er wirklich nicht Mittel genug.

Der Pfarrer drehte sich um und sah nach dem Brande. Im Walde wurde gearbeitet, Bäume fielen, ein breiter, finsterner Graben wurde sichtbar. Es waren mehr Leute dazugekommen.

„Das Feuer wird von selbst aufhören,“ sagte Levion.

„Glaubst Du?“

„Wenn es an den Birkenwald kommt, erlischt es.“

Und das Boot mit den drei Männern ruderte bis tief in die Nacht hinein nach dem Hofe des Vogtes.

12.

Als der Pfarrer am Abend nach Hause kam, hatte er geweint. Es häuften sich so viel betrübliche Sünde rings um ihn. Er war niedergeschlagen und schmerzlich berührt, nun würde seine Frau nicht einmal die Schuhe bekommen, die sie so bitter nötig hatte. Enoch's großes Opfer auf dem Altar des Herrn mußte zurückgegeben werden, es war gestohlenes Geld. Und dann würde der Pfarrer wieder ganz abgebraunt sein.

Er ging sofort zu seiner Frau hinauf. Schon in der Türe durchfuhr ihn ein Ruck von Verzweiflung und Ueberdruß. Die Frau lächelte. Rings auf dem Boden lagen Kleidungsstücke, eine Gabel und ein Wischlappen aus der Küche lagen auf dem Bette zusammen mit Zeitungen und Häfelzeug. Ihr Morgen Schuh stand auf dem Tische. Auf ihrer Kom-

mode lagen ein Birkenzweig mit Laub und ein großer Feldstein.

Der Pfarrer machte sich aus alter Gewohnheit daran, aufzulesen und zurechtzusetzen.

„Das brauchst Du nicht,“ sagte sie. „Ich hätte selber den Morgenschuh fortgestellt, wenn ich mit der Nacht fertig bin.“

„Aber daß Du in diesem Wust sitzen kannst und nähst!“ Die Frau fühlte sich hierdurch verlezt und antwortete nicht.

„Was soll der Feldstein da?“ fragte er

„Der soll gar nichts. Ich hab' ihn unten am Strande gefunden, er hat mir so gefallen.“

Er nahm ein Bündel verwirrte Gräser, die auf dem Spiegel lagen, und sammelte sie in einer Zeitung auf.

„Ja, vielleicht soll das einen Zweck haben?“ fragte er und hielt inne.

„Nein, das ist zu alt. Es ist Sauerampfer, ich hatte Salat davon machen wollen.“

„Es hat über eine Woche hier gelegen,“ sagte er, „es hat einen Fleck auf der Politur hinterlassen.“

„Ja, da kannst Du sehen. Polierte Möbel sollte kein Mensch kaufen, zu nichts sind sie zu gebrauchen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Maskeraden.

Die Lust, sich zu verummummen, ist dem Menschen förmlich angeboren. Schon unsere Kinder, wenn sie kaum erst auf ihren Beinen vorwärts stapfen können, lieben es, sich zu verhüllen und zu verkleiden, und wie ihnen, so bereitet es auch den großen Kindern, den Naturvölkern, ein Vergnügen, in Verhüllungen und Verkleidungen Scherz und Spuk zu treiben. Die Maske, die zur Verummumung eigens geschaffene Erfindung, ist denn auch uralt und allenthalben verbreitet. Schon das mykenische Zeitalter kannte sie, und in allen Erdteilen finden sich Volksstämme, die ihre Phantasie in der Herstellung höchst grotesker Masken spielen lassen. Maskeraden, Verkleidungen in größerer Gruppe, sind indessen erst auf einer gewissen Stufe der Ausbildung des Gemeinwesens möglich. Doch auch sie treten ziemlich frühzeitig auf. In Indonesien, der Südsee, in Zentralafrika und Nordamerika legen zu bestimmten Festlichkeiten geheimnisvollen Charakters die eingeborenen Stämme Maske und Maskentanz an. Ebenso ist es in der Vorzeit bei den europäischen Naturvölkern gewesen. Auch bei ihnen war es üblich, bei gemeinsamen Feiern und festlichen Umzügen sich zu verummummen. Als später die Christianisierung erfolgte, versuchte die Kirche gegen diesen heidnischen Unfug einzuschreiten. Seine Unterdrückung gelang ihr nur der äußeren Form nach. Die ehemaligen religiösen Festumzüge mit seltsamen Verkleidungen wandelten sich in volkstümliche Lustbarkeiten mit Mummenschanz und Maskenspiel um, und aus ihnen gingen allmählich unsere jetzigen gesellschaftlichen Maskeraden hervor.

Nachweisen lassen sich die Maskeraden schon im 13. Jahrhundert, denn in einem kirchlichen Verbot vom Jahre 1293 heißt es: „Ebenso unterlagen wir, daß theatralische Spiele und Aufführungen, sowie Maskenbelustigungen in Kirchen und auf Kirchhöfen abgehalten werden.“ Trotzdem gab man den vergnüglichen Spaß nicht auf, sondern gestaltete ihn in der Folgezeit im Gegenteil immer mehr und mehr aus, denn um die Mitte des 14. Jahrhunderts sind Maskeraden unter Ausführung eines Schiffwagens in Rheinland und den Niederlanden zur Feier des Schiffsahrtsaufgangs auf dem Rhein ein allbeliebter Brauch. Noch vor 1500 fällt die Hochzeit der Maskeraden auf die drei Tage vor den Fasten. Nicht nur in den Rheingegenden, der Hauptstätte des heutigen Carnevals, sondern ebenso in Tirol, in Franken, in Schlesien und in Pommern ergreift man sich in ausgelassener Maskenfreiheit. Sebastian Brant gedenkt ihrer in seinem „Narrenschiff“ und Sebastian Brand geißelt sie in seinem „Weltbuch“. „Man isst, man trinkt,“ sagt Brand, „man gibt sich dem Spiele, dem Scherze hin, als ob das niemals wiederlehre, als ob man morgen sterben müsse und heute sich noch an allem erfrichtigen wolle. Jeder denkt ein neues Schaustück aus, mit dem er Sinn und Augen aller erfreut und in Bewunderung festhält, und die, die sich in jenen Scherzen hingeben, stecken Larven vor die Gesichter, verkleiden sich und verstellen Alter und Gesicht. Männer ziehen Frauenkleider, Frauen Männerkleider an. Andere wollen Teufel oder böse Geister darstellen, bemalen sich mit Mennig oder Tinte und entstellen sich auch schändlich in der Kleidung. Etlliche,“ fährt er fort, „kriechen auf allen Vieren wie die Tiere, etliche sind Mönche und Könige, etliche gehen auf hohen Stelzen mit Flügeln und langen Schnäbeln wie Störche, etliche sind Bären, etliche wilde Holzleute, etliche Affen, etliche sind mit Narrenkleidern gepußt, und diese gehen in der richtigen Mummerei und sind in Wahrheit das, was sie anzeigen.“

Die Kostüme, die sich die Scharen der jungen Männer ge-
 flatteten, die in ihren Kostümen von Haus zu Haus zogen, Scherz-
 gedichte hergaben, Maskenspiele aufführten und dann mit Speise
 und Trank bewirtet wurden, überschritten zuweilen jedes Maß. Ver-
 ordnungen der Stadtbehörden suchten der Ungezügeltigkeit Einhalt zu
 tun. So erinnerte der Rat der Stadt Leipzig 1469 daran, daß das
 Larventragen und überhaupt das Verkleiden verboten sei, daß sich
 die Leute nicht mit Lohse und Unsauberkeiten bewerfen sollten, und
 daß keine unzüchtigen Reimerien in den Häusern und auf der
 Straße zuduldet werden würden. Auch die Kirche war der Massen-
 freizeit abgeneigt und mißbilligte es besonders, daß Mönchs- und
 Nonnenkleider zur Maskerade benutzt würden.

Schon im 16. Jahrhundert war Süddeutschland, und vor allem
 Nürnberg, berühmt wegen der Lustigkeit seiner Fastnachtsfeier. Wie
 es dabei herging, zeigt uns die Schilderung eines jungen Kauf-
 manns, Ulrich Wirsung, vom Jahre 1588. „Da nu endlich der
 frohe Tag kam,“ berichtet er, „und das Glöcklein bei St. Sebald
 erklang, ließ der Räte die Eröffnung der Fastnacht ausrufen. Alsbald
 sprangen aus den Häusern heraus die Masken, gar fröh-
 lich und froh, hatten sich angepuyt als Mosenweiber, Geiden-
 männer, als schöne Frauen und fahrende Weiber, einige als Vögel,
 Meerweiber, heimliche Prinzessinnen, Schächerinnen, Zauberrinnen,
 Nonnen, Klausnerinnen und Besenmädchen, ander als Säger,
 Pfeifer, Fiedelherren, Hofnarren, Leiermänner, Bauern, Mönche,
 Bibbolde, und in allerlei Trachten und Kleidungen. Wo nur die
 Musik erklang, liefen alsobald Springlustige zusammen, nahmen
 die Plätze und Märkte ein und tanzten einen Wammenschanz nach
 Belieben. Wir ließen aufspielen den Moriskentanz und sangen
 dazu. Ich selbst trat auf als wohlbeleibter Doktor mit Krause und
 Barrett, ganz grün gekleidet, umhangen mit einem roten Mantel, der
 mit goldenen und silbernen Fransen zarniert war. Hinter uns her
 tobte das wilde Heer, gar sonderbare Figuren, gehörnt, geschnäbelt,
 geschwänzt, bekrallt, bebudelt, belangohrt, tausend und brausend,
 schmalzeng, pfeisend, zischend, scharrend, blönd und brummend,
 und ihm folgte auf einem schwarzen Ross Frau Holde, die wilde
 Jägerin, stößend ins Jägerhorn, schwingend die knallende Peitsche
 und ihre Haupthaare wild schüttelnd, wie ein wahrer Wunderfrevler.“

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kommen zur Faschingszeit,
 schon ganz nach unserer heutigen Art, die Maskenbälle auf. Der
 Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara erzählt von einem
 solchen: „Ich bin unlängst in einem vornehmen Hause gewesen, da
 hab' ich gesehen — was? Ich hab' gesehen in Zimmer voll von
 Spiegeln, daß sich darin die Göttin Venus von vorn und hinten
 beschauen konnte. In diesem Zimmer hab' ich auch gesehen etwelche
 Fische mit vielen Speisen besetzt, daß man wohl ein paar Duzend
 hungrige Bauern hätte aushalten können. In diesem Zimmer habe
 ich ferner gesehen allerhand Sattungen und Sorten von Menschen
 aus allerhand Orten, nämlich: Chinesen, Japaner, Italiener,
 Mohammedaner, Niederländer und Franzosen, Schweizer mit
 plüdrigen Hosen, Spanier und Kalmüden, Kroaten und Heiden,
 Slowaken und Kofanen, in Summa allerhand Nationen und Pro-
 fessionen. Ebenso hab' ich noch gesehen unterschiedliche Frauen-
 zimmer, große und kleine, teils in großer Pracht, teils in schwäbischer
 und bauerlicher Tracht. Da hab' ich heimlich bei mir gedacht: was
 das doch für Leute sein müssen, daß sie sich in einem einzigen
 Zimmer zusammen versammeln? Ja, ich zweifelte, ob sie richtige
 Menschen wären, weil sie alle verpappete Gesichter hatten. Daher
 fragte ich einen Musikanten. „Mein Vater,“ antwortete der Musi-
 kant, „alle diese, die Ihr hier sehet, die sind lauter Narren und
 graben heute den Fasching ein, morgen aber lassen sie sich ein wenig
 Asche auf den Kopf streuen, da werden sie wieder bescheiden und
 tun Buße.“ Vergnügungssüchtige Eheweiber verstanden es auch
 damals schon recht gut, den geistreichen Eheherren hinter das Licht zu
 führen, am an den fröhlichen Maskenvergnügungen teilnehmen zu
 können. Abraham a Santa Clara plaudert darüber aus seinen Er-
 lebnissen als Beichtvater: „Es kommt ein Frauenzimmer in den
 Beichtstuhl. „Ach, Hochwürden,“ sagt sie, „ich muß mit Tränen be-
 kennen, daß ich eine große und schwere Sünderin bin. Hab' mich rft
 diesen vergangenen Fasching ohne Wissen und Willen meines Ehe-
 gemahls in verschiedenen Gesellschaften eingelassen, mich ver-
 maskiert und getanzt. Aber was soll man tun? Es gibt ja auch
 Damen meinesgleichen, die es nicht anders machen. Sollte ich nun
 eine solche Zeit wie ein einsamer Spatz auf dem Dache sitzen,
 so würde mich der ganze Adel auslachen und mich eine Stuben-
 holderin oder Beschwester nennen. Doch ist es mir von Herzen
 Leid.“ —
 Theo Seelmann.

Kleines feuilleton.

gd. Eine Dame. „Fräulein Böhmer,“ rief das kleine Lauf-
 mädchen zu der jungen Direktrice hinüber: „Fräulein Böhmer, hier
 ist 'ne Dame, die nach Arbeit frägt. Geben wir noch Stidereien
 fort?“

Fräulein Böhmer war gerade dabei, bunte Seide zu sortieren,
 sie sah auf und sagte freundlich: „Lassen Sie die Dame ein-
 treten.“

Es war eine elegante Dame, nur daß die Eleganz nicht mehr

modern und auch schon etwas abgetragen war. Sie hielt sich abseits
 stolz, sehr stolz sogar, und die Kopfbewegung, mit der sie grüßte,
 war außerordentlich herablassend.

„Sie wünschen noch Arbeit?“ fragte Fräulein Böhmer.

„Ach Arbeit!“ Der Kopf der Dame redete sich noch höher:
 „Ich brauche eigentlich nicht zu arbeiten, ich bin aus gutem Stande,
 aber wenn Sie Stiderei fortgeben, zum Vergnügen würde ich sie
 schon nehmen. Bloß für solch kleines Taschengeld, wissen Sie.“ Ein
 geziertes Lächeln spielte um ihren Mund.

Fräulein Böhmers Lippen verzogen sich auch ein klein wenig, sie
 nahm ihre Beschäftigung wieder auf: „Nun, wenn Sie nicht zu
 arbeiten brauchen, dann . . .“

„Nein, ich brauch' auch eigentlich nicht.“ Die Dame wurde
 eifrig. „Aber solch ein kleines Taschengeld hat man schließlich ganz
 gern, und wenn es für Handschuhe ist oder für den Konditor.“

„Ja!“ sagte Fräulein Böhmer lakonisch und warf einen Blick
 auf die abgetragenen Handschuhe der anderen: „Haben Sie denn schon
 für Geschäfte gearbeitet?“

„Bewahre!“ — das kam sehr entrüstet heraus — „ich habe doch
 nicht nötig, zu arbeiten. Ich bin aus gutem Stande, ich langweile
 mich ja bloß und will mich beschäftigen.“

„Ja, wenn Sie aber noch nicht gearbeitet haben, werden Sie auch
 für uns laun arbeiten können.“

„Nanu? Warum denn nicht?“ Das klang durchaus nicht mehr
 so vornehm. „Ich kann doch stiden! Ich stide doch Gesächte für
 meine Verwandten, und das sind sehr vornehme Leute.“

„Geschäftstiderei ist aber doch noch etwas anderes.“ Fräulein
 Böhmer wurde etwas ungeduldig: „Haben Sie denn eine Probe-
 arbeit da?“

„Probearbeit? Nein, das ist ja auch nicht nötig, ich sage Ihnen
 ja, daß ich stiden kann. Ich habe jetzt erst einen Tischläufer für
 meine Cousine, die Frau Geheimrat, gestickt, der Aufsehen ge-
 macht hat.“

„Ja, wenn Sie ihn nur hier hätten, meine Dame, damit man
 etwas sehen kann!“

„Nun, wenn ich Ihnen aber doch sage, ich kann stiden! Ich bin
 doch keine gewöhnliche Arbeiterin, ich mache Ihnen doch nichts vor.“

Fräulein Böhmer biß die Lippen zusammen.

„Ich mache die elegantesten Stidereien, ich stide auch Gold, ich
 bin bei all meinen Bekannten berühmt wegen meiner Stidereien,
 und das sind, wie gesagt, sehr vornehme Leute.“

„Ja, ja, das glaube ich Ihnen ja, meine Dame, aber ich muß
 erst eine Probe sehen. Vielleicht stiden Sie mir mal hier ein
 Stüchchen vor. Sehen Sie, ich habe hier einen Leinenläufer —“

„Hier?“ Die Dame warf einen niederschmetternden Blick auf
 Fräulein Böhmer. „Ich soll hier stiden, auf der Fabrik?“

„Nun, Sie brauchen ja auch nicht, meine Dame; dann kann ich
 Ihnen eben keine Arbeit geben.“

„Aber, Fräulein, ich bin doch keine Arbeiterin! — Sie haben
 doch eine Dame vor sich. Ich werde doch nicht hier auf der Fabrik
 arbeiten!“

„Hier haben schon sehr viele Damen gearbeitet.“
 Fräulein Böhmers Ungebuld wuchs. Aus dem Kontor nebenan
 klang ein unterdrücktes Nüchtern.

Die „Dame“ stand ferngerade und schwieg, aber es zuckte in
 ihrem Gesicht; nach einer Weile fragte sie von neuem an: „Ich sage
 Ihnen noch einmal, Fräulein, ich kann stiden. Meine Cousine, die
 Frau Geheimrätin, sagte erst gestern . . .“

„Ja, meine Dame, das ist mir egal, was Ihnen die Frau Ge-
 heimrätin gesagt hat. Ich habe keine Zeit mehr, bringen Sie eine
 Probe, oder stiden Sie Probe, sonst kann ich Ihnen keine Arbeit
 geben.“ Fräulein Böhmers Geduld war zu Ende, sie warf ein paar
 Kartons „hörbar“ auf den Tisch.

Die Dame fuhr auf: „Aber Fräulein, was schlagen Sie denn
 für einen Ton an! Das möchte ich mir denn doch sehr verbitten!
 Sie haben keine Arbeiterin vor sich!“

„Ich schlage überhaupt keinen Ton an, aber . . .“

„Sie sind ein ganz impertinentes Mädchen! Wo ist Ihr Chef?
 Ich werde mich beschweren, Sie tun, als wäre ich ein Arbeiterweib.
 — Behandeln Sie doch Ihre Arbeiterinnen so, ich als Dame
 kann wohl anders beanspruchen!“ Der Dame schnappte die
 Stimme über.

„Was ist denn hier eigentlich los?“ Ein Herrentopf wurde in
 der Kontortür sichtbar.

„Ach, die Dame will Arbeit haben und hat keine Probe.“
 Fräulein Böhmer lächelte amüsiert, der Herr lächelte gleichfalls, aber
 die Dame sagte: „Ich bin empört, Ihre Labemamsell ist unge-
 zogen, sie behandelt mich, als wäre ich ihre Arbeiterin.“

Fräulein Böhmer behandelte unsere Arbeiterinnen immer sehr
 anständig und . . .“

„Ach, Sie billigen das auch noch?“ Die Dame ließ ihn nicht
 ausreden. „Und überhaupt Arbeit! . . . Das Mädchen lügt ja! Ich
 habe ihr ausdrücklich gesagt, ich suche nur Beschäftigung zum Ver-
 gnügen.“

„Dann sind Sie bei uns schon von vornherein an der falschen
 Adresse, wir haben keine Vergnügungsanstalt.“

Der Herr sagte es sehr höflich. Die Dame stand einen Augen-
 blick regungslos, dann wandte sie sich plötzlich um und schob zur
 Tür hinaus.

Ein helles Lachen klang hinter ihr her. Fräulein Böhmer aber
 drehte sich um und sagte ernsthaft: „Was wollen Sie denn, Herr

Miehl, sie sticht für Handschuhe. Na, ein paar ganze Handschuhe zu kaufen, wenn man mit so zerrissenen geht, muß doch wirklich ein Vergnügen sein." —

Musik.

Romische Oper: „Der Corregidor.“ — Der Komponist Hugo Wolf (1890—1903) hatte sich, wie schon seine Lebensdaten andeuten, nicht erst bis in ein hohes Alter hinein gegen Verkennung durchzurufen. Nach einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum Zurücksetzung (ich erinnere mich einer Rühmung, die schon zwei bis drei Jahrzehnten in der „Neuen Freien Presse“ stand, wurde er von einer Partei so auf den Schild gehoben, wie es gegenwärtig üblich ist. Nach seinem traurigen Tod in einer Heilanstalt läßt sich jetzt sein Wirken an der Hand von nicht wenig Literatur und mit Hilfe von zwei oder noch mehr ihm gewidmeten Vereinen (Wien und Berlin) verhältnismäßig bequem überschauen. Er ist jedenfalls einer unserer vornehmsten Liederkomponisten. Ohne Ueberschätzung ist es dabei allerdings nicht abgegangen. Eine Oper „Der Corregidor“ wurde zum erstenmal 1896 in Mannheim und dann noch an anderen Orten aufgeführt — natürlich nicht in Berlin. Eine zweite Oper blieb unvollendet.

Das Textbuch der ersten ist von Rosa Mayreder nach einer Novelle des Marcon gearbeitet, unter welchem Autor wir vermutlich den P. A. de Marcon aus dem 19. Jahrhundert zu verstehen haben, nicht den altspanischen Dramatiker aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Handlung spielt in Andalusien 1804. Es ist die Zeit, in der Spanien noch nicht ebenso, wie es anderswo bereits länger der Fall war, eine autonome Verwaltung der Städte besaß. Damals regierte in den Städten vielmehr je ein königlicher Beamter für Justiz und Administration. Begreiflicherweise hatte er leicht die Stimmung der Bevölkerung gegen sich. Neben ihm scheint es in der Regel bereits einen Stadtrat gegeben zu haben, und vielleicht hatte mancher solche Regierungsbeamte vor nichts mehr Angst, als vor den städtischen Räten. Das merken wir auch aus der Spottrede eines spanischen Weibes im ersten Akte des vorliegenden Stückes. Und nun erst recht der Skandal, den das Volk mit einem solchen „Corregidor“ getrieben haben mag! Aus diesen Verhältnissen heraus versteht man wohl am ehesten unser Textbuch. Der Held der Oper macht Jagd auf die Gattin Frasquita eines Müllers Lukas und kommt dabei durch die Standhaftigkeit des Weibes, durch seine eigene Ungeschicklichkeit und durch das Drauflosgehen des Müllers in die schrecklichsten Situationen. Daraus schließen sich Verwickelungen, die sich hier nicht leicht aufzählen lassen. Schließlich befindet sich der als Corregidor verkleidete Lukas bei der Frau Corregidor, und deren als Lukas verkleideter Mann zieht mit den übrigen vor sein eigenes Haus, wo es schließlich heißt:

„Alle haben sich verständigt,
Und so hat dies Abenteuer
Ohne Unglücksfall geendigt.“

Der Text gehört jedenfalls zu den vernünftigsten Grundlagen einer Opernkomposition, schreitet in hübschen Versen vorwärts, kommt aber über ein Verwickelungsstück nicht hinaus. An zwei Stellen werden Poesien aus dem „Spanischen Liederbuch“ eingelegt, dessen Betonung durch unseren Komponisten ziemlich zannst ist. Der Stoff selber scheint bereits mehrmals für die musikalische Bühne bearbeitet worden zu sein. So hat ihn z. B. Richard von Berger, ein Schüler Julius Pellners, verwendet; auch ein Komponist, um den man sich hier ein wenig mehr kümmern könnte. Die Stagnation in unserem Berliner Operntreiben geht nachgerade schon über sehr pessimistische Erwartungen hinaus, wobei man noch gar nicht einmal an Modernstes denken muß. Das königliche Opernhaus tut seit Jahren so gut wie gar nichts, um über die Neueinstudierung der geläufigsten Repertoireoperen hinauszukommen; das „Theater des Westens“ hat seit einem einzigen nennenswerten Erfolge sich ebenfalls zur Ruhe begeben; und nur die neue „Romische Oper“ versucht vorwärts zu schreiben. Doch hat auch sie noch keine wirkliche Neuheit gewagt: ihre Premieren waren Wiederaufnahmen von weniger Bekanntem, zum Teil mit ungeschicktem Griff. Daß sie nun vorgestern (Montag) wenigstens den „Corregidor“ herausgebracht hat, ist immerhin eine verdienstvolle Unterbrechung des musikalischen Schlummers unserer Stadt.

Es scheint, daß selbst solche, die den Komponisten bereits sehr schätzen, diesmal etwas enttäuscht waren; der claquenthastere und cliquenthastere Erfolg des Abends galt ersichtlich nur den Vertretern des Wertes. Wir lernen einen lyrischen Komponisten, dessen Musik in ihrer Macht hoch entwickelt ist, neuerdings günstig kennen. Neben eigentlich lyrischen Nummern (obwohl nicht solchen im älteren Sinne) gelangen dem Komponisten namentlich Stimmungsbilderungen; auf die Zwischenspiele im dritten Akt sei dabei besonders aufmerksam gemacht. Im ersten Akt zeigt sich die stille Sinnigkeit Hugo Wolfs den Anforderungen eines Dramas am wenigsten gewachsen; der zweite Akt wirkt besser, einerseits durch überaus feingespinnene Einfemselzüge und andererseits auch durch Steigerungen, die allerdings mehr für den gewichtigen Ernst einer anderen als einer „Romischen Oper“ passen. Die „Neugierigen Frauen“ haben eine beträchtlich einfachere Musik, sind aber schließ-

lich doch gestaltungreicher, als die Wolfische Oper mit ihrem ziemlich gleichmäßigen Dahinwandelu in kunstvollen und liebenswürdigen Stimmungsbildungen.

Die „Romische Oper“ hat bisher in ihren Darstellungen Vorzügliches geleistet, und zwar nicht nur in der überraschenden Ausstattung, sondern auch im Gesang und namentlich im Spiel. Nun aber drängt sich unabweisbar der Eindruck auf, daß man dort auf gefährlichen Wegen wandelt. Allmählich wird doch die übermäßige Sorgfalt für den Anblick der Scene das übrige schädigen. Man möchte in jeder Ecke und mit jeder Gebärde das Höchste an Natürlichkeit erreichen. Das führt zu der bekannten Erfahrung, daß der Naturalismus leicht forziert wird und sich dann überschlägt. Die Direktion fordert ja anscheinend geradezu heraus, daß man mit ihr zu rechten anfängt, ob in dem raffinierten Nachbilde vom Beginn des dritten Aktes. Mond wirklich astronomisch richtig aufgeht, ob das Kleid der Magd Manuela in wirklich natürlicher Weise zerrissen und nachher wirklich so geflickt ist, wie es eine Fliderin zu tun pflegt und dergleichen mehr.

Gewichtiger noch werden unsere Bedenken gegenüber dem Spiele. Hier sehen wir bereits vor einem übermäßigen Zuge zur Chargenspiellerei. Das geht hinab bis zu irgend einer Statistin, deren unausgesuchte raffinierte Gebärden eben nur mehr gekünstelt, nicht mehr natürlich wirken. Noch störender wird dies bei den Vertretern der Hauptpartien. Der ausgesprochenste Vertreter dieser Methode, in seiner Weise allerdings sehenswert, ist Stephan Delwarh. Man braucht nicht bis zu gegenwärtigen Kontroversen gehen, um zu wissen, daß eine derartige Komik bereits längst den echten Mimen gegen den Strich war. Immerhin störte die Eigenart des Genannten in der Titelrolle des Stückes etwas weniger, als es bei früheren Rollen der Fall war. Isabella L'Guillier, die Vertreterin der Frasquita, hat keine besonders vollkommene Stimme, weiß aber aus ihr namentlich durch eine sehr gute Aussprache viel zu machen. Ihr Spiel ist gehaltvoll und würde vielleicht auf einer anderen Bühne, auf der nicht so viel forciert wird, in günstigeren Formen vor sich gehen. Durch guten Gesang und durch ruhigeres Spiel erfreuten uns insbesondere Wilhelm Vuers als Lukas und Ludwig Mantler als eine interessante neue Leporello-Figur.

Schließlich sollte der Referent vielleicht noch ein halb Duzend technische und sonstige Mitwirkende aufzählen; oder man mühte einen eigenen Referenten für bildende Kunst mitnehmen, der von den Dekorationen und Kostümen handelt; was aber doch wieder eine Lücke lassen würde. Nennen wir dagegen nur noch den Dirigenten Fritz Cassirer, so ist's wieder ein Ende gut, alles gut. — 52.

Humoristisches.

— Im Modewarengeschäft. Frau: „Sie haben ja da ein reizendes Töchterchen, Herr Müller, ist das Ihr einziges?“
Kaufmann: „Habe noch zwei; aber dieses hier ist die letzte Neuheit.“

— Zweit gegangen. Der Piskolo hat vom Birt den Auftrag erhalten, nur ja recht auf den Herrn Professor zu sehen, denn dieser sei manchmal arg zerstreut. Nach einer Weile ruft der Herr Professor: „Piskolo, dies ist also ein Rostbraten a la Mannheim?“

„Gewiß, Herr Professor, und dies sind geröstete Kartoffeln, dies ein Glas Bier und das hier ein sogenanntes Hausbrot.“

— Einleuchtend. „O... Herr Redakteur sind magenleidend!“

„Ach ja!... Witt' Sie, bei einem täglichen Einlauf von mindestens dreihundert Gebichten!“ — („Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Schneller Erfolg. Die im September gegründete Monatschrift „Kritik der Kritik“ erscheint von jetzt ab in zwanglosen Heften.

— Chaw's fünftaktiges Schauspiel „Cäsar und Kleopatra“ geht Ende des Monats im Neuen Theater zum erstenmal in Szene.

— Das Lustspielhaus hat Georg Hirshfeld's Schauspiel „Spätfrühling“ erworben.

— Fräulein Sussin vom Stadttheater in Graz wurde für das Lessingtheater für mehrere Jahre verpflichtet.

— Eine außerordentlich reichhaltige Fundstätte römischer Altertümer wurde nach dem Berner „Bund“ in der Nähe der Anstalt Königsfelden im Kargau in einem Schuttkegel „angeschnitten“, der gegen 8000 Kubikmeter Auffüllungsmaterial enthält. In der tiefgründigen Humusschicht finden sich Bronzemünzen blank und goldglänzend, Messerklingen wie neu und scharf, daß mit einer die Herren der antiquarischen Gesellschaft in Prag die Zigarrenspitzen abschneiden. Interessant sind Vobrer, deren Form genau derjenigen gleicht, die heute noch im sogenannten Zentrumsbohrer üblich ist. In außerordentlich großer Zahl finden sich eiserne Griffel jeder Größe, zum Teil mit Verzierungen, sowie hölzerne Schreibtafelchen, ferner eine Anzahl geschmiedeter Nägel und bemalter Scherben. —